

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1991-1992)
Heft: 37

Artikel: Gefangene unserer Träume
Autor: Charles-Weideli, Paula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- Paula Charles Weideli lebt seit zehn Jahren in der Schweiz, einem Land, das in ihrer Kindheit zur schönen weissen Welt gehörte. Aufgewachsen ist sie in St. Lucia, einer kleinen Insel in der Karibik, wo die weissen reichen Touristen mit ihrem Luxus den schwarzen Kindern täglich eine exklusive Traumwelt vorgaukelten. In Europa zerbrachen ihre Träume sehr schnell und machten einer grossen Enttäuschung Platz. Den täglichen Rassismus und ihre kritische Sicht der Schweiz beschrieb sie in der vorletzten Nummer. Wie aber entstanden ihre Kindheitsträume?



Ich möchte Euch nochmals in die Tiefe meiner Gedanken mitnehmen und etwas über meine Heimat erzählen. Für die Enttäuschung über die SchweizerInnen bin ich selbst verantwortlich, weil ich an die Träume glaubte, welche die Weissen in unser Land brachten: Träume von Reinheit, Sauberkeit, angenehmem Leben, Geld und Fröhlichkeit. Alle, welche in Armut leben, würden den Platz tauschen für ein solches Leben, auch wenn es nur einen Tag lang dauerte. Das

war es, woran wir glaubten oder woran wir zu glauben gebracht wurden. Du musst in dieser Situation sein, um zu verstehen, wie schnell man eine Gehirnwäsche bekommt. Die meisten von uns schwarzen Frauen wollten das Leben kennenlernen, welches für die weissen Frauen in unseren Augen selbstverständlich war.

Ein weisses, glänzendes Auto, ein seidenes Kleid und unsere dreckigen, abgekrampften Fingernägel frisch gereinigt und lackiert, die Lichter einer grossen, reichen Stadt; das war es, wovon wir den ganzen Tag über träumten. Nie hätten wir gedacht, dass ein solch hoher Preis dafür zu bezahlen wäre. Das meiste war Show, weckte jedoch in uns schwarzen Frauen Träume. Wir merkten nicht, dass sich hinter den weissen Gesichtern Traurigkeit und Einsamkeit verbarg und wurden Gefangene unserer eigenen Naivität.

Kindheit in St. Lucia

Ich erinnere mich an die Tage, als ich noch ein Kind war und all diese grossen, weissen, amerikanischen Autos sah; all das viele Geld, welches sogar mir offeriert wurde. Meistens von Männern mit dicken Bäuchen, Zigarren und einer Zahnarztrechnung von Tausenden von Franken. Die Frauen trugen weisse Seidenkleider oder Satin-Bikinis auf ihren teuren, braungebräunten Luxuskörpern. Für Traummasse rackerten sie ihren Körper in den Fitnessstudios ab, nur um danach magersüchtig zu werden. Die langen blonden Haare, die durch zig Bleichungen und Färbungen hindurch mussten, nur um «schön» zu sein für die paar Wochen Ferien auf der sonnigen Insel.

Aber halt, waren sie fantastisch und sexy. Just so, wie wir sein wollten. Ja wirklich, wir wollten so sein wie sie!

Ich wohnte mit meiner Grossmutter in einer kleinen Schindelhütte. Das WC war draussen bei den Mangobäumen, aus Birkenholz gebaut und so klein, dass kaum eine Person darin Platz hatte. Meistens hatte ich panische Angst davor, in dieses verdammte Stinkloch zu fallen. Das Bad bestand aus einer Wanne hinter dem Haus, um ein wenig Privatsphäre zu haben. Jedesmal, wenn meine Grossmutter badete, musste ich zehn Minuten laufen, um im nahegelegenen Fluss Wasser zu holen. Dass Grossmutter ein Kräuterbad nehmen konnte, kostete mich viele Eimer Wasser und eine Menge Tränen. Ein Blätterbad hiess, die grünen Blätter mit den Händen zu reiben, bis das Wasser dampfte

und klebrig wurde. Danach hatte ich jeweils wunde Hände.

Ich frage mich, warum das Leben nicht etwas freundlicher zu mir sein konnte; etwa so, wie mit den Helden und Heldinnen in den Filmen oder eben den blonden Frauen am Strand. Dort gab es immer ein Happy-End. Warum war mein Leben immer nur eine Qual? Ich glaubte immer noch an meine Träume und entfloh so meiner Umgebung. Ich meinte zu wissen, dass ihr Leben besser aussehe als meines.

In den wenigen Stunden, die ich im Kino verbrachte, war ich glücklich. Ich konnte meine Probleme vergessen und in diesen aufregenden Ereignissen leben, die die Europäer uns armen Leuten verkauften. Das tat ja so gut!

Es gab keine Teerstrasse, die zu unserem Dorf führte, so dass wir jedesmal, jung und alt, rannten, wenn doch irgendein Auto an uns vorbeifuhr. So unglaublich es auch klingen mag, wir wurden ermahnt, nicht auf fremde Leute zu starren.

Schweres Leben

Wir hätten nie gedacht, dass diese weissen Leute hart arbeiten müssen für ihren Urlaub. Es schien uns, als seien sie immer in den Ferien. Wahrscheinlich sparten sie jahrelang, um ihre Traumferien zu verwirklichen, auch wenn sie zu Hause nur ein Bett besaßen. Daran dachten wir nie. Wir waren so in unserer Armut gefangen, dass wir jedesmal, wenn ein Flugzeug am Himmel vorbeiflog, uns wünschten, wir wären mit dabei.

Wir hatten die Nase voll vom ewigen Im-Dreck-Herumlaufen, während die Fliegen in unseren Ohren brummt. Wir hatten genug davon, in der Erde nach unserem Essen zu graben und verlöchernte Kleider zu haben. Sogar unser Afro-Haar hing uns zum Hals heraus.

Wir wollten gerades Haar, genauso, wie die weissen Leute braun sein wollten. Wir waren es so müde, unsere Eltern leiden zu sehen, kein Geld für Medizin zu haben und immer das gleiche zu essen: ein kleines Stück Fleisch mit gekochten Bananen. Wir wünschten uns jeden Tag Corned Beef und Sardinen aus der Büchse.

Glaubt mir, ich habe dort viel gesehen und erlebt! Ich hatte ein paar Dinge, die mich glücklich machen konnten. Aber, um ehrlich zu sein, wollte ich nur nach London. Ich konnte die Mühsal einfach nicht mehr sehen und ertragen. Die Hände meiner Grossmutter waren rau von der Arbeit, und ich

wollte nicht so enden wie sie.

Für mich war dieses Leben ein hässlicher Zustand, der zweifellos meine Meinung über Weisse und ihr Leben beeinflusste. In meiner kindlichen Fantasie verfügten die Weissen über alle Vorteile und Ideale des Lebens. Und wie viele andere Schwarze meines Alters bewunderte ich ihren Lebensstil, vor allem ihr luxuriöses Leben.

Beschämt, schwarz zu sein

Ich verstehe nicht, warum so viele Schwarze in Zürich sich ihrer selbst schämen. Ja, wir haben einen Kulturschock erlitten, als wir sahen, wie die Weissen wirklich leben. Sie sind nicht mehr die Helden und Heldinnen unserer früheren Träume. Sie sind Menschen mit Fehlern und schlechten Manieren. Und in der kurzen Zeit, in der sie unsere Palmen und den blauen Himmel genossen, wünschten und erträumten sie sich auch vieles von unserem Leben. Äusserlich schienen sie zufrieden, im Innern waren sie jedoch genauso verzweifelt wie wir, nur auf eine andere Art. Sie lebten unsere Träume und wir die ihrigen. Zu Hause haben wir die Wichtigkeit des Lebens und Überlebens gelernt. Andere und sich selbst zu respektieren ist unbezahlbar! Wir sollten das nie vergessen und nicht nur noch ans Geld denken, denn mit Geld können wir diese Qualitäten nicht kaufen.

Ich habe Angst, dass die schwarzen Leute zuviel erwartet haben. Viele können es jetzt nicht glauben, dass diese Traumwelt von Reichtum, Glimmer, Glanz und Fröhlichkeit gar nie existiert hat. Das ist der härteste Schlag für unsere Eitelkeit. Die glänzenden Lichter gab es in Wirklichkeit nie. Natürlich konnten wir das nicht wissen, wir wurden von den weissen Satinbikinis geblendet. Jetzt sehen wir, was es braucht, um einen solchen Bikini zu haben; wir sind enttäuscht von der Schweizer Realität. Es ist Zeit aufzuhören, die ganze Schuld den Weissen zuzuschieben. Auch wir sollten versuchen, unsere Haltung gegenüber uns und den SchweizerInnen zu ändern. Versuchen wir doch, unsere angeborene Freundlichkeit, Fröhlichkeit und unser Lachen zurückzubringen. Wir haben beide viel zu geben.

Es ist gar nicht schlecht, die Welt in Schwarz und Weiss zu sehen. Ich denke, es ist eine wunderbare Kombination – meint Ihr nicht? Ich will das Beste von beiden Welten.

*Paula Charles-Weideli
Übersetzung aus dem Englischen:
Contessina Theis*